

Vom inneren Ich des Bewusstseins

Das Wort „ich“, was bezeichnet es? Oft denjenigen, der spricht. In vielem Fällen ändert sich die Wahrheit einer Aussage nicht, wenn wir das Wort „ich“ ersetzen durch die Wendung „derjenige, der spricht“. Es sagt jemand: „Ich war Anfang Juni dieses Jahres in Frankfurt.“ Dann ist die Aussage ebenfalls war: „Derjenige, der jetzt hier spricht, war Anfang Juni dieses Jahres in Frankfurt.“ – Durch „ich“, „jetzt“, „hier“ und „dieses Jahres“ verknüpft sich die Äußerung mit dem Ereignis ihres Geschehens: „Derjenige, der diese Äußerung tätigte, indem er zum Zeitpunkt der Äußerung am Äußerungsort etwas sagte, war Anfang des Jahres, in welchem dieses Äußerungsereignis stattfand, in Frankfurt.“ – Die hinweisenden Ausdrücke funktionieren offenbar geschehensreflexiv bezüglich ihrer Äußerungsereignisse.

Ausnahme für die Ersetzung des „ich“ durch „derjenige, der spricht“ ist der Satz „ich spreche nicht“, der ja wahr sein kann. Hier würde die Ersetzung einen Widerspruch erzeugen. Also wird der Ausdruck „ich“ nicht in allen Fällen sinngleich mit der Wendung „derjenige, der spricht“ verwendet. – Also ist auch die Ersetzung von „hier und jetzt“ durch „am Ort und Zeitpunkt des Äußerungsereignisses“ nur in vielen Fällen „wahrheitsäquivalent“, nicht in allen. „Hier und jetzt wird nicht gesprochen, sondern geschwiegen.“ Dieser Satz kann wahr sein. Er enthält keinen Widerspruch.

Sehr interessant ist die Unterscheidung von Subjektgebrauch und Objektgebrauch des Wortes „ich“. Sie findet sich bei W., in seinem nachgelassenen Blue Book. Erstaunlich ist dies deshalb, weil W. in seiner Schrift „Philosophische Untersuchungen“ mit Argumenten gegen die Möglichkeit einer privaten Sprache landläufige Auffassungen von unserer Subjektivität als privater Innenwelt hatte zurückweisen wollen. Dennoch brachte er im Blue Book die Unterscheidung von Subjekt- und Objektgebrauch des Ausdrucks „ich“ in's Spiel. Wenn ich glaube, etwas zu sehen, etwas zu empfinden, etwas wahrzunehmen usw., dann ist die entsprechende Subjektivitätsbekundung [vermitteltst Privatsprache oder ohne] bzw. das subjektive Innwerden mit dem „Subjektgebrauch“ des Ausdrucks „ich“ verbunden. Vermittelst „Subjektgebrauchs“ der Wendung „ich“ formuliere ich subjektives Bewusstsein: „Ich empfinde Freude. Ich glaube zu wissen, dass ...“ Hier ist der Irrtum der Verwechslung ausgeschlossen. Ich kann mich nicht irren in der Weise, dass da jemand dies oder jenes empfindet, nicht aber ich es bin, der dies tut.

Der Objektgebrauch von „ich“ tritt auf, wo die Irrtumsmöglichkeit bezüglich der Person besteht. „Ich war einmal am Ort X.“ Ich kann mich täuschen. „Ich habe das und das bereits getan.“ Ich kann mich täuschen: ein anderer hat es für mich getan, nicht ich selbst. Das ist Objektgebrauch des Wortes „ich“. Eine Person wird hier von andern unterschieden. Aussageprädikat und Aussagereferenz sind vor Irrtum nicht gefeit. Es besteht keine Irrtumsimmunität. Ödipus wusste, dass ein Verbrechen begangen worden war und sagte: „Nicht ich habe das Verbrechen begangen.“ Die anderen versuchten, ihm beizubringen: „Doch, du, hoher Herr!“

Der Satz „Ich spreche“, auch das stillschweigende Bewusstsein „ich schweige gerade still“, beruht m. E. auf Objektgebrauch von „ich“, weil etwas über die objektiv und tatsächlich bestehende Außenwelt behauptet wird, bezüglich der man ja träumen kann. Ich spreche, nicht jemand anderer, die Person steht also tatsächlich zur Debatte. Das „rein“ subjektive Bewusstsein „ich glaube, hier zu sitzen und stillzuschweigen“, beruht dagegen m. E. auf Subjektgebrauch, denn hier steht nicht die Identität einer Person zur Debatte. Und auch kein objektives Kriterium für den Inhalt des Glaubens bzw. Für-wahr-haltens. Die Frage, warum dieser und nicht jener, was seine Eigenschaften sind und woher man dies alles weiß, erhebt sich hier nicht.

Sonderproblem beim „Subjektgebrauch“: In der psychologischen Subjektivitätsbekundung „ich empfinde das und das“ kann der Inhalt bzw. das Was [der Empfindung] durch Reflexion in Zweifel gezogen werden. Ich bin z. B. unzufrieden mit einer bestimmten Situation und empfinde Ärger darüber. Dann aber macht mir jemand klar, dass meine Unzufriedenheit und mein Ärger gar nicht „echt“ ist, sondern eine „Gefühlsmasche“, Manipulationsmethode o. dgl... Er sagt: „Du willst es doch eigentlich gar nicht anders haben, dein Ärger und deine Aufregung ist dir angenehm.“ Die „Arbeit“ in der psychoanalytischen Situation kann so etwas mit sich bringen. Es gibt m. E. trotzdem kein [zureichendes] objektives Kriterium für das Stattfinden einer subjektiven Empfindung. Das sagt natürlich nichts gegen die Möglichkeit, vermittelst von Besprechung und Deutung [subjektiver Erlebnis- und Empfindungsweisen] subjektive und objektive Veränderungsprozesse in Gang zu setzen. – Veränderungen der Art meines „In-der-Welt-seins“, besonders meines „Mit-seins“ mit anderen, haben subjektive und objektive Komponenten. Es sind sehr viele „projektive Sichtweisen“ darin enthalten, welche zum Teil auf denjenigen, der sie „unachtsam“ hegt, nachteilig [,unheilsam“] zurückwirken. Es gibt allerdings auch Projektionen, welche positiv zurückwirken. Man kann sie sich, u. U. zum eigenen Vorteil, zueigen machen.

Was die Irrtumsimmunität des „ich“ beim Subjektgebrauch betrifft, so beruht sie darauf, dass der Ausdruck „ich“ hier weder identifizierend noch unterscheidend auftritt. Jedenfalls nicht in dem Sinne identifizierend oder unterscheidend, dass hier eine Person oder ein Etwas anhand eines charakteristischen Merkmals von anderen Personen oder „Objekten“ unterschieden wird. Deshalb liegt die Behauptung nahe, der Subjektgebrauch von „ich“ sei ohne sachliche Referenz. Weil ich mich damit auf nichts Bestimmtes beziehe, kann ich mich auch nicht dertun, dass ich etwas dabei mit etwas anderem verwechsle, nämlich mich selbst mit einer anderen Person. Deshalb hat sich W., wie vor ihm schon G. Ch. Lichtenberg, für „es denkt“ anstatt für „ich denke“ ausgesprochen. Das „ich“ in der Subjektgebrauchsweise könnte ein Scheinsubjekt darstellen wie das „es“ in „es regnet“. Grammatisch ist hier wohl ein Subjekt vorhanden, aber realiter wird hier kein Akteur bezeichnet, der die Tätigkeit des Regnens vollzieht. So könnte es auch beim Denken sein, verschärft lediglich um die Problematik, ob Denken ein subjektiver, objektiver oder geistiger Vorgang ist, oder überhaupt nichts dergleichen.

Ich halte den Vorschlag, das „ich“ in „ich denke“ als Scheinreferenz aufzufassen, nicht für erhellend. Es bleibt uns nämlich gleichermaßen die Frage, um welche Art von Vorgang es sich beim Denken [von etwas als etwas] handelt. – Falls es sich um einen Vorgang handelt. – Der Modus des Denkens selbst [von etwas als etwas] ist ein sonderbares Thema, das uns erhalten bleibt, auch wenn wir die Rede von „ich denke“ vermeiden. Die Rede vom Denken selbst bezüglich aller Denkbareiten bedeutet eigentlich nichts anderes als die Rede vom Subjekt möglicher Gedanken. Im ersten Fall geben wir einer Ausdrucksweise unter dem Gesichtspunkt „Modalität“ (Form und Inhalt) den Vorzug, im zweiten Fall einer Ausdrucksweise unter dem Gesichtspunkt der Relation. Im ersten Fall heißt es: „Das Denken hat einen Inhalt.“ Im zweiten Fall heißt es: „Das Denken bezieht sich auf etwas.“

Ich halte es nun für berechtigt, den Subjektgebrauch des „ich“ mit der Kantisch-Fichteschen Tradition des „nicht-empirischen“, „absoluten“, „unbedingten“ oder „reinen“ Ich in Verbindung zu bringen. Der Subjektgebrauch des „ich“ wäre demnach ein alltags sprachliches Zeugnis dafür, dass die philosophische Rede vom Ich, trotz aller Bedenken, die von vielen vielerorts bezüglich dieser „Sache“ geäußert worden sind, einen gängigen, im alltäglichen Sprechen manifesten Begriff oder doch zumindest Begriffsversuch repräsentiert. Einen Begriffsversuch bezüglich der Art meines und des typisch menschlichen Bewusstseins überhaupt.

Kant behauptete: „Das „Ich denke“ kann alle meine Vorstellungen begleiten.“ – Genau genommen sagte er: „muss begleiten können“, lässt man aber das „muss“ weg, wird ein bestimmter Aspekt des „Sachverhalts“ vielleicht deutlicher. Ich kann an meinem Bewusstsein bzw. an meinem Denken „Form“ und „Inhalt“ unterscheiden. Alle Inhalte [meines Bewusstseins] sind auf ein mögliches Bewusstsein [dieser Inhalte] bezogen. Die Möglichkeit des Bewusstseins und die Möglichkeit des „Ich denke“ sind dasselbe.

Diese Möglichkeit ist ein formaler Aspekt an meinem Bewusstsein, den ich von inhaltlichen Aspekten oder inhaltlichen Bezügen unterscheidet. Wovon mein Denken das Denken ist, was sein Inhalt ist, was sein Gegenstand oder Thema, dies sind inhaltliche Gesichtspunkte, die ich unterscheiden kann von der „Form des Denkens überhaupt“, wenn ich über die Art meines Bewusstseins nachdenke. Die Art meines Bewusstseins, sein Modus bzw. seine Form besteht in dieser allgemeinen Ich-Zentrierung [auf die Möglichkeit des Bewusstseins hin] aller Bewusstseinsinhalte. – Auf die Möglichkeit des „Ich denke“ hin [die Möglichkeit meines Bewusstseins schlechthin] ist alles inhaltlich Bewusstes zentriert. Nicht auf die effektive Aufmerksamkeit bezüglich dieser Bewusstseinsfähigkeit, sondern lediglich auf die potentielle Aufmerksamkeit darauf. Dieser besondere, potentielle Fokus meiner Aufmerksamkeit, ist das innere Ich meines Bewusstseins.

Man kann auch sagen: „das innere Licht oder Beleuchtungsvermögen.“ Analog der Rede von Form und Inhalt kann man von einer Fähigkeit des Beleuchtens und der Möglichkeit des Beleuchtet-werdens sprechen. Die Lichtmetapher wurde seit alters her beim Nachdenken über das Phänomen des Bewusstseins benutzt. Man darf allerdings daran erinnern, dass Lichtausbreitung, Lichtdispersion und Lichtreflexion objektive physikalische Phänomene sind. Beim Denken und Bewusstsein dagegen macht uns der empirisch objektive Naturalismus gewisse Probleme, auf die wir zu sprechen kommen werden.

Wenn wir also von der prinzipiellen Fähigkeit des Bewusstseins mit Bezug auf irgendwelche Inhalte des Bewusstseins sprechen, bedeutet das nicht mehr, als dass ich über alles nachdenken und reden kann. Die Möglichkeit einer Thematisierung aller Themen. Prinzipiell, nicht faktisch. Dieser Aspekt ist so universell, dass er nur das Denken des schlechthin Undenkbaren ausschließt, z. B. eine schlechthin undenkbar Begriffsverbindung oder in unserem Falle das Denken von etwas, das zwar einen Inhalt hätte, aber kein Denken wäre:

Dann „würde etwas in mir vorgestellt werden, war gar nicht gedacht werden könnte, welches ebensoviel heißt, die Vorstellung würde entweder unmöglich, oder wenigstens für mich nichts sein.“ [K. r. V.. § 18]

Auch bezüglich kaum bewusster und unbewusster Denk- und Verhaltensweisen besteht m. E. zumindest noch die prinzipielle Fähigkeit der bezugnehmenden Thematisierung.

Bei der Rede von Form und Inhalt des Bewusstseins handelt es sich also um „Reflexionsbegriffe“ bezüglich des Bewusstseins selbst. Ich unterscheidet an meinem Bewusstsein etwas, das [wechselnder] Inhalt des Bewusstseins ist, von der Möglichkeit des Bewusstseins überhaupt, welche [als absolute Inhaltslosigkeit] immer dieselbe ist. Trotz dieser „Dieselbigkeit“ [Identität] gibt es keine Reidentifikation des „Bewusstseins überhaupt“ in unterschiedlichen Bewusstseinsinhalten. Warum? Wegen der völligen Inhaltsleere des „reinen“ Bewusstseins. Diese „Form des Bewusstseins“ thematisiere ich derart, dass ich sage: „wenn ihr von allem möglichen Inhalt des Bewusstseins abstrahiert [abseht], ...“, „wenn ihr von allen möglichen Themen abseht, ...“ Deshalb dürfen wir die Frage der Reidentifikation des Ich als dies oder jenes im Unterschied zu diesem oder jenem anderen Ich nicht stellen. Diese Frage verstößt gegen die „Denkrezeptur“ des reinen Bewusstseins. Wir wollten doch absehen von allem Inhalt oder thematischen Bezug. Von allem möglichen Inhalt, nicht nur von diesem oder jenem

bestimmten Inhalt, nicht nur vom gerade gegenwärtigen Inhalt. Auf dieser ununterscheidbaren Inhaltslosigkeit des Bewusstseins überhaupt möchten wir beharren. Diese Inhaltslosigkeit ist dasselbe wie das, wovon ich nicht denkend abstrahieren kann, weil ich es voraussetze, solange ich denke. Diese Art von gedachtem Ich ist kein Teil der Wirklichkeit, weder physisch, noch psychisch, noch geistig. Dieses Ich ist absolute Inhaltsleere [des Denkens überhaupt]. Gemäß seiner Denkrezeptur.

Wenn ich Vorstellungen und Auffassungen bezüglich meiner selbst im Unterschied zu anderen Menschen entwickle, dann entspricht dies nicht dem Begriffsversuch des reinen Bewusstseins als der bloßen Fähigkeit des Denkens im Unterschied zu allen möglichen Inhalten. Ich müsste ja anhand eines Merkmals einen Unterschied denken zwischen mir selbst und anderen Personen. Das reine Ich als Form des Bewusstseins aber sieht ab von allen inhaltlichen Merkmalen, wodurch ich mich von anderen Personen unterscheiden könnte.

Wir verfügen über die Denkrezeptur des reinen Ich, sind dadurch aber nicht bewusstseinsmäßig auf eine geistige Welt bezogen. „Bezogen“ jedenfalls nicht im Sinne tatsächlicher Referenz, gegenständlicher Wahrheit oder erkennbarer Wirklichkeit. Wir können zwar limitativ und ex negativo rein geistige Entitäten denken und davon sprechen, z. B. als nicht-körperlich, nicht-psychisch usw.. Aber wir können nicht sagen, wir seien dadurch auf eine geistige Wirklichkeit bezogen, weil wir ja nicht wissen, ob eine geistige Wirklichkeit existiert. Wir können auch das reine Ich nicht als geistige Wirklichkeit ansehen, denn eine geistige Wirklichkeit wäre auch etwas Denkbare bezüglich des Denkens selbst. Das Ich ist auch kein Teil einer denkbaren geistigen Wirklichkeit, sondern die absolute Inhaltsleere der Denkfähigkeit selbst. Das reine Ich setzt auch alle Arten von abstrakter oder geistiger Entität beiseite. Es ist kein richtiges Etwas, weil es in der Sonderungsfähigkeit von Form und Inhalt des Denkens besteht. Es ist also nicht so, dass wir durch das Ich-Bewusstsein wüssten, dass wir geistige Wesen sind. Wir haben dadurch zwar ein Bewusstsein von Bewusstseinsfähigkeit, diese Bewusstseinsfähigkeit aber ist inhaltsleer und kann deshalb nicht als vollgültiges Etwas angesehen werden.

Descartes sagte: „ich denke, also bin ich“, bzw. „denkend bin ich“. Er beanspruchte für das Ich die Eigenschaft, eine Substanz, d. i. ein beharrliches Etwas zu sein. Wir sagen etwas vorsichtiger: „ich denke, und das beinhaltet die Fähigkeit des Denkens“ Das Dass der von Descartes ausgesagten Existenz ist nichts anderes als die Existenz einer vorausgesetzten Fähigkeit. Und zwar nicht die Fähigkeit im Sinne einer empirisch objektiven Eigenschaft eines biologischen Organismus, sondern im Sinne des Modus des Bewusstseins überhaupt bezüglich irgendwelcher subjektiver oder objektiver Bewusstseinsinhalte. Die „Möglichkeit des Denkens überhaupt“ ist also „subjektive“ Fähigkeit im Sinne einer nicht-physischen und nicht-psychischen Modalität. „Nicht-physisch“ und „nicht-psychisch“ wegen der limitativen, ex-negativo-Denkrezeptur, wegen der Rezeptur des „Weg-Sehens-von“. Nicht wegen dem Charakter des Hinsehens auf hyperphysische und hyperpsychische Entitäten, von denen wir vermutlich gar nichts wissen können. – Descartes allerdings beanspruchte für seine *res cogitans* den Status einer metaphysischen Entität, die wir denkend zu erfassen vermögen.

Die Form einer körperlichen Sache kann als Gestalt und Modus des Gegebenseins ihres Inhalts betrachtet werden. Eine Statue z. B. hat die Form einer schönen Frau. Ihr Inhalt oder das Material, woraus die Statue besteht, ist z. B. Bronze. Die Statue ist innerlich massiv oder mehr oder weniger hohl. Die Form aller möglichen Bewusstseinsinhalte ist keine körperliche Gestalt, sondern die mit allen Bewusstseinsinhalten verbundene Bewusstseinsfähigkeit, das innere Ich des Bewusstseins. Dasjenige, ohne welches keine Bewusstseinsinhalte als Bewusstseinsinhalte denkbar sind. Diese Form ist keine körperliche, psychische oder geistige Forma-

tion oder Struktur, sondern körperlich, psychisch und geistige Nicht-Gestalt, die reine Möglichkeit der Vergegenständlichung oder Thematisierung irgendwelcher Inhalte. Ein reines Distanzierungs- oder Vergegenständlichungsvermögen. Gleichgültig wovon: physisch, psychisch oder geistig abstrakt. Die reine Potentialität der Vergegenständlichung und Distanzierung. Diese Fähigkeit für sich selbst herausgestellt, ist das innere Ich. – Und man kann nur über diese Fähigkeit reflektieren, indem man sie selbst voraussetzt.

Die systematische Flüchtigkeit des Ich, von der Gilbert Ryle so treffend spricht, als er uns erklärt, dass jede Rezension wiederum zum Thema einer anderen Rezension werden kann, ist Modus unseres Bewusstseins und damit das innere Ich selbst. – Diese bewusstseinsinnere Sonderungsfähigkeit allen Bewusstseins in denkbaren Inhalt und Denken selbst [des denkbaren Inhalts] ist das innere Ich. – Nicht die dritte, vierte oder fünfte Reflexionsstufe führt uns auf einen eigentlichen Ich-Kern unseres Bewusstseins, indem wir von einer Objektsprache zu immer höheren Metasprachen aufsteigen. Wir können vielmehr bezüglich der Möglichkeit des Bewusstseins überhaupt sagen, dass uns da etwas bewusst werden muss und dass wir ein Denken selbst bezüglich der Denkinhalte von den Denkinhalten unterscheiden können.

Das systematisch flüchtige Ich ist also gewissermaßen gar nicht flüchtig. So wenig wie es eine höchste Zahl, so wenig gibt es eine Metasprache höchster Stufe. Aber das Prinzip des Fortschreitens ist durchaus benennbar. Bei endloser Geduld der Verleger können wir jede Rezension wiederum rezensieren. Das entspricht der Form des Bewusstseins. Wie wir über ein Thema geredet haben, darüber können wir wiederum reden. Es ist nicht die Fiktion einer höchsten Meta-Stufe des Redens, die uns hier in den Himmel der Abstraktion hinaufzieht, sondern die Fähigkeit, bezüglich gegebener Bewusstseinsinhalte Form und Inhalt zu thematisieren. Das ist ein eigenartiger Grundzug des Denkens selbst. Ein Denken selbst ohne Denkbare ist ebenso wenig denkbar wie ein Denkbare, das nicht der Inhalt eines Denkens wäre. So kann man die Rede erläutern: „kein Subjekt ohne Objekt, kein Objekt ohne Subjekt.“ Weder Subjekt noch Objekt sind hier gegenständliche, tatsächliche Realitäten. Wir stehen hier nämlich bei Fragen der „bloßen“ Denkbare und noch nicht bei Fragen des tatsächlichen Existierens.

Man kann auch sagen: „Wir werden uns des Bewusstseins selbst bezüglich aller Bewusstseinsinhalte als Voraussetzung bewusst.“ – Aber es gilt, den Gesichtspunkt der absoluten Inhaltsleere festzuhalten. Er verwehrt es uns, vom „Dass“ oder „Was“ einer erkannten oder auch nur gedachten Wirklichkeit zu sprechen. Dafür werde ich den paradoxen Ausdruck wählen: „Das innere Ich des Bewusstseins ist ein Etwas, das kein Etwas ist.“

Die Fähigkeit, über das Denken nachzudenken, und die Fähigkeit, überhaupt über etwas nachzudenken, ist dasselbe. Sie besteht einfach in der bewusstseinsmäßigen Fähigkeit einer thematisch, gegenständlichen Bezugnahme.

Die Möglichkeit der Unterscheidung des Denkens oder Bewusstseins selbst von jedem möglichen Bewusstseinsinhalt, auch in etwaiger Reflexion auf die eigene Bewusstseinsfähigkeit, ist Modus und Weise unseres Denkens. – Was in [oder an] unserem Bewusstsein immer ist, und deshalb Subjekt oder Form des Bewusstseins, ist allein die prinzipielle und beständige Fähigkeit dieser Sonderung [in Form und Inhalt]. Auch das Nachdenken über das Bewusstsein ist ein Denken, auch hierfür besteht diese Sonderungsfähigkeit, die das Subjekt selbst ist. Die Fähigkeit der Unterscheidung in Form und Inhalt ist Form und prinzipielle Weise des Bewusstseins. – Das klingt befremdlich und zirkelhaft. Aber die Fähigkeit des Denkens [bzw. Bewusstseins] setzen wir immer voraus, auch wenn wir an unserem Bewusstsein unterscheiden, was Form und Inhalt [Gegenstand, Thema] [unseres Bewusstseins] ist. Diese Sonde-

rungsfähigkeit ist unumgänglich vorauszusetzen, wenn man über etwas nachdenken kann. Diese Sonderungsfähigkeit ist das innere Ich. Nicht: „diese Fähigkeit hat das innere Ich.“

Es besteht also die Möglichkeit, von Form und Inhalt des Bewusstseins zu sprechen und dadurch den Gesichtspunkt der Modalität „meines“ Bewusstseins zur Geltung zu bringen, indem man [denkend] über das Denken nachdenkt. – Der Philosoph des „Bewusstseins überhaupt“ ist Denker des Denkens. – Man kann den „Sachverhalt“ von Form und Inhalt des Bewusstseins auch unter dem Gesichtspunkt einer Relation zum Ausdruck bringen: ich unterscheide an meinem Bewusstsein Subjekt und Objekt. Derart dass für mein Bewusstsein eine gewisse Art von Intentionalität gilt. Ich denke „etwas“. Etwas von etwas, etwas bezüglich etwas u. dgl.. Die Frage, ob wahr oder falsch, lassen wir hier beiseite, sie führt zu Fragen der Referenz und des tatsächlichen Gegebenseins. Auch wenn ich diese Frage beiseite lasse, kann ich das „reine“ Subjekt von „Inhalt“ und „intentionalem“ Bezug „meines“ Bewusstseins oder Denkens unterscheiden. Von der Subjekt-Objekt-Relation des Bewusstseins zu sprechen, bedeutet also nicht mehr, als von einer gewissen Art der Intentionalität des Bewusstseins zu sprechen. Ich kann etwas, worüber ich nachdenke oder reflektiere, unterscheiden von der „Tatsache“, dass ich es bin, der da nachdenkt. „Ich“ hier aber im Sinne des unhintergehbaren Ich-Kerns meines Bewusstseins, dieser bloßen Möglichkeit des Bewusstseins überhaupt. Diese Fähigkeit allein ist so unaufgebbar, dass ich sie mit dem inneren Ich gleichsetzen muss. Ich darf diese Fähigkeit dann nicht einem körperlichen oder psychischen Wesen zuordnen und sagen, das körperliche oder psychische Wesen sei das eigentliche Ich. Davon wollte ich abstrahieren. Wovon ich nicht abstrahieren kann, das allein ist das „absolute“ Subjekt.

Unzählige Diskussionen über die Subjekt-Objekt-Relation des Bewusstseins wurden auf falscher Grundlage geführt. Man machte das innere Ich des Bewusstseins zu einem physischen, psychischen oder geistigen Wesen und vergaß die Denkrezeptur: „Wenn ich von allen möglichen physischen, psychischen und geistigen Inhalten abstrahiere [absehe], ...“ Was dann noch bleibt, nach dem Motto: „ein Loch ist da, wo nichts ist“, das ist das absolute Subjekt oder innere Ich. Ich habe mich deshalb entschlossen zu sagen: „Das innere Ich ist ein Etwas, das kein Etwas ist.“ Es ist ein Etwas ganz besonderer Art. Kein Teil einer physischen, psychischen oder geistigen Wirklichkeit, weil man von alle dem einmal absehen wollte. Die Fähigkeit dieses Absehens, dieses gewaltige Distanzierungs- und Abstraktionsvermögen bezüglich aller Inhalte des Bewusstseins ist ein eigenartiger Zug des menschlichen Bewusstseins. Dieser eigenartige Zug ist genau der Modus selbst des Bewusstseins, oder das absolute Subjekt, oder das Denken selbst usw..

Unter dem Gesichtspunkt der Modalität des Bewusstseins unterscheiden wir Form und Inhalt. Unter dem Gesichtspunkt der Relation des Bewusstseins unterscheiden wir Subjekt und Objekt. Es sind Worte, die immer denselben „Sachverhalt“ aus leicht verschobener Fragestellung zur Geltung bringen. Wie ist es unter dem Gesichtspunkten von Quantität und Qualität?

Die Quantität betrifft die Frage „wie viel?“ „Eines oder vieles?“ Das innere Ich des Bewusstseins ist nur eines. Warum? Es kann nur eines sein. Gemäß der Rezeptur seiner Denkbarkeit. „Wenn wir von allem möglichen Inhalt unseres Denkens abstrahieren, ...“. Dann haben wir eben absolute Inhalts- und Themenlosigkeit und können höchstens sagen, das sei ein Thema ganz besonderer Art. Das Denken selbst in allen Denkbarkeiten, als absolute Inhaltslosigkeit bezüglich aller möglichen Inhalte angesetzt, ist ein Singular. Man könnte höchstens argwöhnen, zu verschiedenen Zeiten sei es ein anderes Denken von Denkbarem und insofern müssten wir das Denken selbst dieser Inhalte zu verschiedenen Zeiten reidentifizieren. Damit aber haben wir schon wieder gegen die Rezeptur verstoßen. Wir wollten doch von allen zeitlich wiederkehrenden oder nicht-wiederkehrenden, sowie überhaupt von allen Inhalten abstrahieren.

Wir wollten allein den Gesichtspunkt des Bewusstseins selbst all dieser Inhalte zur Geltung bringen. Durch die Forderung absoluter Inhaltslosigkeit dürfen wir dann diese absolute Leere nicht gegenständlich reidentifizieren. So als ob es Merkmale dieser Inhaltslosigkeit gäbe, die einmal gegeben sind und dann wieder nicht. Ich wollte ja von allem möglichen Inhalt meines Bewusstseins abstrahieren, nicht nur vom gerade gegenwärtigen. Nur, was dann bleibt, ist absolutes Subjekt. – Das modale Argument ist also entscheidend: Ich kann an meinem Bewusstsein etwas von allem möglichen Inhalt unterscheiden. Denkend kann ich das Denken selbst von seinem Inhalt sondern und eine inhaltsleere Aussage über das Denken selbst machen. Bezogen auf die bloße Möglichkeit des Denkens überhaupt.

Was sich in unserem Denken voneinander unterscheiden kann, sind Inhalte des Denkens, verschiedene Denkbarkeiten. Bezüglich der Inhalte haben wir die Frage „Eines oder Vieles?“ Das Denken selbst von Denkbarem bezieht sich auf vielerlei Denkbarkeiten. Die Fähigkeit selbst des Denkens all dieser Denkbarkeiten ist absolute Inhaltsleere. Diese Inhaltsleere, die Form oder auch Subjekt des Bewusstseins genannt werden kann, ist das innere Ich des Bewusstseins.

Nun zu dem Gesichtspunkt der Qualität. „Einerlei Beschaffenheit oder aus vielerlei Beschaffenheiten zusammengesetzt?“ ist hier die Frage. Da wir auf das Denken selbst in allen Denkbarkeiten zielen, unabhängig von allen physischen, psychischen und geistigen Angelegenheiten, über die man nachdenken kann, ist die Antwort klar. Die absolute Inhaltsleere ist nicht aus einzelnen, verschiedenen Leerheiten zusammengesetzt, sondern qualitative Einheit. Man kann sagen: Sie besitzt die Qualität völliger Qualitätenlosigkeit, weil wir ja von allem, was Qualität von irgendetwas sein könnte abstrahieren wollten. Das Denken selbst in allem Denkbaren bezieht sich auf vielerlei Denkbares von aller möglichen denkbaren Beschaffenheit. Es selbst ist ein Etwas von der Beschaffenheit völliger Beschaffenheitslosigkeit. Warum? Weil wir doch von allem, von Quantitäten und Qualitäten, abstrahieren wollten.

Zurück noch einmal zur Formulierung: „etwas, das kein etwas ist.“ Wenn ich also über mein Bewusstsein nachdenke und auf seine Form reflektiere, sage ich: „Da lässt sich etwas vom Inhalt unterscheiden.“ – Also thematisiere ich einen Inhalt absoluter Inhaltslosigkeit. – Dies ist der Modus. – Nun die Relation: Ich reflektiere auf das Thema absoluter Gegenstandslosigkeit. Ich habe den Gegenstand völliger Gegenstandslosigkeit, die Substanz völliger Substanzlosigkeit. – Nun Quantität und Qualität: Die Quantität völliger Nicht-Vielheit und die Qualität völliger Beschaffenheitslosigkeit. – Quantitativ und qualitativ ist das innere Ich eines und einerlei, nicht vieles und vielerlei, weil wir eben von aller Quantität und Qualität, die etwas haben könnte, abstrahieren. Von allen Bestimmungen muss das innere Ich, weil es bloße Form des Bewusstseins ist, limitativ und ex negativo abgegrenzt werden. „Sage mir etwas vom inneren Ich und ich sage dir, dass es wegen seiner inhaltslosen Art dies nicht sein kann.“ Es ist die Fähigkeit des Hinausseins darüber, ein Sonderungs- und Distanzierungsvermögen.

Es gibt also eine weitgehende Parallele zwischen dem der Subjektgebrauchsweise des Wortes „ich“ und dem „logischen Ich“ Kants. Gemäß der Subjektgebrauchsweise unterscheidet sich das innere Ich verschiedener Menschen nicht voneinander, weil diese Gebrauchsweise keine Personenidentifikation beinhaltet. Unterschiedliche Personen sind wir, insofern wir verschiedene psychologische Subjektivitäten und verschiedene Körper besitzen. Dem inneren Kern des Bewusstseins gemäß ist unser aller Bewusstseinsfähigkeit durch ihre absolute Inhaltsleere ununterscheidbar dieselbe. Etwas, das eigentlich kein Etwas ist. Die Subjektgebrauchsweise des „ich“ ist immun gegenüber dem Irrtum durch Fehlidentifikation. Das entspricht dem Notwendigkeitscharakter bezüglich der Voraussetzung „meiner“ Bewusstseinsfähigkeit. „Dass“ und „was“ [Beschaffenheit] des Denkens selbst in allem Bewusstsein sind als „Dass“

und „Was“ eines unumgänglichen Denkbarkeitsmodus meines Bewusstseins bezüglich aller bewusstseinsfähigen Inhalte anzusetzen. Und es wird klar, warum Ausdrucksweisen wie „ich bin ein Subjekt“, „ich bin ein Ich“, „ich habe Bewusstseinsfähigkeit“ etwas Schiefes haben. Weil hier „vergegenständlichende“ Reden von etwas auftreten, das eigentlich kein Etwas ist. Man kann vom inneren Ich sprechen, aber es ist ein Gegenstand besonderer Art.

Zusätze: Es soll nicht behauptet werden, wir könnten denkend oder betrachtend hinter den Rücken des Bewusstseins gelangen, um dem inneren Ich gleichsam von hinten über die Schulter bei der Denkarbeit zuzusehen. Einen Vorwurf in dieser Art machte Schopenhauer Fichte gegenüber, nachdem er diesen gehört hatte. – Schopenhauer hörte Fichte 1811 in Berlin. - Wir werden denkend einer bestimmten „inneren“ Voraussetzung des Denkens inne. Es kommt zu einer Aussage über die Fähigkeit des Denkens selbst, die wahr ist allein aufgrund der Fähigkeit des Denkens selbst. Wichtig ist hier, Missverständnisse bezüglich dieser vorzusetzenden Fähigkeit abzuhalten. Es geht lediglich um den Gehalt der freischwebenden [logisch-apodiktischen] Evidenz bezüglich des möglichen Bewusstseins überhaupt [in bezug auf alle möglichen Bewusstseinsinhalte]. Dieser Gehalt ist formal und absolut inhaltsleer, denn er ergibt sich aus der Möglichkeit, eine Form des Bewusstseins vom Inhalt [des Bewusstseins] zu unterscheiden.

Diese Reflexionen sind selbst ein Denken und setzen selbst die allgemeine Denkfähigkeit voraus. Im besten Falle, wenn diese Reflexionen gelingen, gelingt es uns, gewisser sehr allgemeiner Voraussetzungen, die mit der Denkfähigkeit überhaupt gemacht werden, inne zu werden. Sie betreffen die „Tatsache“, dass das Denken alle Denkinhalte begleiten kann. Sie betreffen m. E. die weitergehende „Tatsache“, dass wir von einer begrifflichen und urteilsmäßigen Beschaffenheit [Form] unseres Denkens ausgehen müssen. Materielle und psychische Voraussetzungen des Bewusstseins, die ich nicht leugne, sind nicht unter diese Art von modalen Voraussetzungen zu rechnen. Man kann sagen, einige sind „innere“, andere „äußere“ Voraussetzungen.

Ich halte es z. B. nicht für „möglich“, über etwas nachzudenken, ohne im Besitz eines Gehirns zu sein und ohne gewisse subjektive Empfindungen zu haben. Dies gilt auch für das Nachdenken über die allgemeine „Möglichkeit des Bewusstseins“. Die Wendung „es ist möglich, dass ...“ wird hier vieldeutig. Ich kann von der physikalischen Möglichkeit des Bewusstseins sprechen. Wären die Naturkonstanten z. B. geringfügig anders, könnte ich nicht hier sitzen und in Büchern lesen. Ich kann von der biologischen Möglichkeit des Bewusstseins sprechen. Hätte es keine Evolution der Lebensformen gegeben, würde ich auch nicht hier sitzen und über das Bewusstsein nachdenken. Ich kann von der psychologischen Möglichkeit des Bewusstseins sprechen. Hätte ich keine subjektiven Empfindungen, könnte ich mir wahrscheinlich auch keiner Gedankeninhalte bewusst werden. Ich kann von der soziologischen Möglichkeit des Bewusstseins sprechen. Ohne gesellschaftliche Arbeitsteilung hätte sich keine Religion, keine Literatur, keine Philosophie usw. entwickeln können. Ich kann, last but not least, von der sprachlichen Möglichkeit des Bewusstseins sprechen. Ohne Sprache und entsprechende stimmliche und schriftliche Verlautbarungs- und Darstellungsmittel könnten wir weder über das Phänomen des Bewusstseins sprechen noch darüber nachdenken. Die Verbindung von Sprache und Bewusstsein ist so eng, dass man sowohl hinsichtlich der Sprache als auch des Bewusstseins von einer „Unhintergebarkeit“ sprechen kann. Wir können über kein Thema [„bewusstseinsmäßig“] nachdenken, ohne auch darüber zu sprechen oder zu schreiben. Es ist deshalb sehr zweckmäßig und erhellend gewesen, einen linguistic turn in die Philosophie einzuführen. Aussagen über die „Natur“ und „Logik“ des Denkens kann man zum Teil anhand eines Studiums der Beschaffenheit unserer sprachlichen Ausdrucksmittel treffen. Wir reden dann von Syntax und Semantik irgendwelcher Sprachausdrücke. Diese läuft allerdings

nur zum Teil der Rede von Form und Inhalt des Bewusstseins parallel. Die Syntax einer Sprache ist zunächst ein konventionelles, objektiv gegebenes Regelwerk, Sprache ein System von Zeichen mit Regeln der Verwendung dieser Zeichen. Gegeben sind diese Regeln durch die faktische Existenz der Konvention ihrer Verwendung. Die „Logik“ des Bewusstseins, Notwendigkeit der Denkform usw., zielt dagegen auf überkonventionelle und überhistorische „innere“ Notwendigkeiten des Bewusstseins selbst, obwohl sich entsprechende Erörterungen zugegebener Maßen leicht in Missverständnisse und ausufernde Diskussionen verstricken.

Man sieht, die Sprache hat kein eigenes Wort für den allgemeinen Modus des Bewusstseins, diesen prinzipiellen Denkbarkeitsmodus unabhängig von subjektiven und objektiven Gegebenheiten. Also ist klar, dass unsere Tendenz zur Vergegenständlichung, die sogar der „Natur“ des Bewusstseins entstammt, subjektive oder objektive Vergegenständlichungen vornehmen wird. Man kann ja auch mit Recht z. B. von einer sozialpsychologischen Dimension des menschlichen Bewusstseins sprechen und fruchtbare Untersuchungen auf diesem Feld beginnen.

Man könnte sagen: das ungegenständliche Ich ist der logische Modus des Bewusstseins. „Logisch“ im Sinne einer modalen Wendung von „denkbar“. Beim Wort „denkbar“ treffen wir aber genau auf die geschilderte Mehrdeutigkeit. Und das Wort „logisch“ fordert ebenfalls zu Rückfragen nach der Art dieses Logischen heraus. – Aber richtig wäre es m. E. dennoch, vom logischen Wesen des Bewusstseins zu sprechen. Die Möglichkeit des Denkens überhaupt bezüglich irgendwelcher Inhalte, das wäre demnach „logische Form des Bewusstseins“.

Man kann auch vorschlagen, den nicht-empirischen Charakter der „Möglichkeit des Denkens“ dem psychologisch-subjektiven Denkbewusstsein sowie der empirisch objektiven naturwissenschaftlichen „Möglichkeit“ entgegenzusetzen. Hier lauert dann das Missverständnis von der notwendig zu denkenden Existenz einer nicht-empirischen, metaphysischen Entität. Als seien wir im „reinen“ Denken auf eine geistige Dimension unseres Daseins bezogen.

Unterscheidungen dieser Arten von „Möglichkeit“ müssen sorgsam eingeübt werden, denn es liegt in der Natur unseres Bewusstseins, fast alles, wovon wir reden, materiell oder subjektiv psychologisch zu vergegenständlichen. Es gilt aber, sich klarzumachen, dass wir nichts als subjektiv oder objektiv gegeben annehmen können, ohne eine entsprechende Denkbarkeit als subjektiv oder objektiv gültig anzusetzen. Diese Bewusstseinsbindung [irgendwelcher Inhalte] führt uns sozusagen zu einem Idealismus der Denkbarkeit, obwohl wir an subjektive und objektive Gegebenheiten glauben. Wir sagen nicht „esse est percipi“ o. dgl., aber wir bestehen darauf, dass auch die materielle Existenz harter Steine etwas Denkbares darstellt und dass wir entsprechende Aussagen für wahr halten müssen, um von ihrer Wirklichkeit auszugehen. Eine [objektsprachliche] Behauptung über die materielle Wirklichkeit [„so ist es“] ist immer äquivalent mit einer [metasprachlichen] Behauptung über die Wahrheit einer entsprechenden Aussage [„Aussage X ist wahr.“]. Derart zählen auch materielle Sachverhalte unter die Denkbarkeiten, obwohl sie sicherlich mehr darstellen als „bloße“ Denkbarkeiten.

Berkeleys „esse est percipi“ behauptet die Übersetzbarkeit sämtlicher materieller Wirklichkeitsbehauptungen in ein Sprechen über subjektive Wahrnehmungsinhalte. Der hier vorgeschlagene Ansatz bei der Denkbarkeit und dem Bewusstsein überhaupt sagt lediglich: „Auch das materielle Bestehen ist etwas Denkbares.“ Wir sagen nicht: „lediglich etwas Denkbares.“ Es geht uns einzig und allein um die Bindung von Wirklichkeitsbehauptungen an Denkbarkeiten. Diese Art von „Idealismus“ ist m. E. bescheidener und mehr selbstverständlich als Berkeleys Übersetzungsprogramm. Wir sehen lediglich eine strenge Verbindung von Wirklichkeitsbehauptungen mit Behauptungen von entsprechenden Aussagewahrheiten.

Es ist interessant zu bemerken, dass auch das innere Ich des Bewusstseins mehr darstellt, als eine bloße Denkbare. Da ist die allgemeine Fähigkeit des Denkens überhaupt, die sich mit allen möglichen Denkinhalten verbinden kann. Es handelt sich um die Notwendigkeit einer bestehenden Möglichkeit: Die Möglichkeit des Denkens bezieht sich notwendiger Weise auf alles mögliche Denkbare, „das ‚Ich denke‘ muss alle meine Vorstellungen begleiten können.“ Schwierig ist an diesen Äußerungen die Art und Häufung von Aussagemodalitäten: Die „bestehende“ Notwendigkeit der Möglichkeit des Ich-Denkens behauptet nicht mehr als Denkbare überhaupt bezüglich irgendwelcher Denkinhalte. Es handelt sich um logische Wahrheit, die von allem Inhalt des Denkens absieht. Das „ich“, das hier auftritt, ist deshalb nur scheinbar ein Teil der Wirklichkeit. Es ist „lediglich“ [bzw. immerhin] ein prinzipielles Vermögen, bzw. eine prinzipielle Fähigkeit oder Potentialität des Denkens und kein Etwas subjektiver, objektiver, geistiger oder metaphysischer Art. – Und gewisse Äußerungen, welche die Denkbare überhaupt von Inhalten betreffen, also die „allgemeine“ und „notwendige“ „Form“ selbst meines Bewusstseins, sind nach dieser Konzeption „logisch wahr“, also wahr aufgrund der (allgemeinen und prinzipiellen) Möglichkeit des Bewusstseins allein. Der Satz „ich existiere“ ist also in einer bestimmten Bedeutung logisch wahr: wenn man das „ich“ im Sinne des inneren Ich des Bewusstseins nimmt, welches nichts anderes ist die allgemeine Möglichkeit des Denkens bezüglich irgendwelcher Denkbaren. Es ist zwangsläufig, dass es hier Verwirrung gibt: Modalitätenzauber bezüglich der „Existenz“ bzw. des „Bestehens“ von Möglichkeiten, Subjekt- und Objektgebrauchsweise des Wortes „ich“. Das reicht für jahrhundertelange Endlosdiskussionen.

Weil man diese Dinge nicht erkannt hat, gibt es auch endlose Missverständnisse in der Kant-Rezeption. Alle zentralen Begriffe dieser Betrachtungen sind mehrdeutig. Die der Modalitäten „möglich“, „denkbar“, „notwendig“, die des „ich“, die des „Logischen“, des „Bewusstseins“.

Weiterer Zusatz: Das Ich ist ein Etwas, das eigentlich kein Etwas ist. Eigentlich ist es kein bestehendes Etwas, sondern nur die prinzipielle Fähigkeit des Denkens überhaupt. Es kann nur in Verbindung mit einem Inhalt des Bewusstseins auftreten, obwohl wir versuchen, es für sich selbst als „Form des Bewusstseins“ zu bezeichnen. Deshalb ergibt sich folgender schwieriger Punkt: Das innere Ich hat etwas mit Abstraktion zu tun und ist doch keine Abstraktion. Dieser Punkt hat philosophiegeschichtlich einen Niederschlag in der Diskussion Reinhold-Fichte erhalten, denn Fichte hatte als erster erkannt und deutlich hervorgehoben, dass das Merkmal der Denkbare an unseren Denk- bzw. Bewusstseinsinhalten kein abstrahiertes Merkmal dieser Inhalte darstellt. Wir setzen den Charakter der Denkbare bezüglich aller möglichen Bewusstseinsinhalte vielmehr prinzipiell voraus, also ist dieser Charakter [dieses Gepräge, diese Beschaffenheit] kein aus gegebenen Inhalten abgesonderter allgemeiner Inhalt im Sinne einer Abstraktion.